

Schwestern und Brüder!

„Beten“ bedeutet landläufig: „Reden mit Gott“. Die heutige Lesung aus Jer gibt ein Beispiel. Was uns hier allerdings begegnet, ist kein Gebet, wie es gängigen Vorstellungen entspricht. Fromm klingen diese Worte jedenfalls nicht: *„Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören; du hast mich gepackt und überwältigt.“* Dieser Beter – Jeremia – redet nicht ruhig und wohlüberlegt mit Gott, er schreit ihn an. Er hadert mit Gott. Er fühlt sich von ihm betrogen, getäuscht und im Stich gelassen. Das alles schreit er sich von der Seele. Und wer das Leben dieses Propheten kennt, kann seine wütende Enttäuschung verstehen.

Als junger Mann ereilt Jeremia der Ruf, Prophet, also Sprachrohr Gottes zu werden. Er ist davon überhaupt nicht begeistert und ahnt die Schwierigkeiten, die er sich damit aufhalsst. *„Ach ... ich kann doch nicht reden, ich bin ja noch so jung“*, wehrt er sich im 1. Kap. seines Buches. Aber Gott beharrt, und trotz seiner Bedenken tritt Jeremia sein Prophetenamt an. Es wird ein bitterer Weg für ihn: Im Auftrag Gottes protestiert er scharf gegen Unrecht und Unterdrückung in seiner Umgebung und gegen die falsche Bündnispolitik der Anführer seines Volkes; mit diesen gerät er deshalb in einen für ihn lebensbedrohlichen Konflikt. Schließlich bewahrheiten sich seine hellsichtigen Warnungen: Jerusalem wird von den Babyloniern dem Erdboden gleichgemacht und seine überlebenden Einwohner ins Exil verschleppt – unter ihnen der Prophet selbst. In der Fremde macht Jeremia weiter mit seinen Mahnungen. Aber anstatt Gehör erntet er nichts als Spott, Verachtung, ja sogar Verfolgung, Misshandlung und Kerkerhaft. Oft will Jeremia aufgeben, will seine Ohren verschließen vor der Stimme, die ihn ständig ruft und drängt. Aber Gott lässt nicht locker; Jeremia kommt nicht von ihm los. – Da bricht es aus ihm heraus: *„Du hast mich betört, o Herr, ... das Wort des Herrn bringt mir den ganzen Tag nur Spott und Hohn. Sagte ich aber: Ich will nicht mehr ... in seinem Namen sprechen!, so war es mir, als brenne in meinem Herzen ein Feuer, eingeschlossen in meinem Innern.“* – Das ist Ausdruck totaler Enttäuschung über Gott!

Dennoch ist dieses erschütternde Klagegebet des Propheten auch Ausdruck tiefster Gott-Verbundenheit, Zeugnis von der innersten Anwesenheit Gottes im Leben eines Menschen! So sehr Jeremia auch hadert, schreit und klagt – er tut es doch immer: Gott gegenüber. Gott ist eine Realität in Jeremias' Leben, und diese Wirklichkeit lässt sich nicht aufkündigen. Jeremias wortgewaltiges Klagegebet ist also keineswegs Leugnung, sondern im Gegenteil: Bestätigung der ungebrochenen Gegenwart Gottes in seinem Leben.

Dieses Gebet entspricht kaum üblichen Vorstellungen und eigenen Erfahrungen des Betens, sofern es überhaupt praktiziert wird. Beten wird landläufig in Zusammenhang gebracht mit wohlformulierten Bitten, höchstens noch mit „frommer“, stiller Klage, auch mit strenger, konzentrierter Meditation oder mit gelassener Ruhe und Entspannung. – Wenn aber gerade Jeremias' unbändiges Klagegeschrei Ausdruck tiefster Gott-Verbundenheit ist, dann drängt sich zugleich ein Verdacht auf: dass nämlich unsere zumeist viel maßvollere und harmlosere Gebetspraxis auch nur Ausdruck einer etwas schmalbrüstigen, ängstlich-verzagten, keineswegs aber einer kraftvoll-vitalen Gottesbeziehung ist.

Es ist doch auch in menschlichen Beziehungen so: Nicht diejenigen sind unbedingt am intensivsten und lebendigsten, in denen man sich nur Angenehmes, Schönes und Problemloses sagt – sondern vielmehr jene, die auch das Andere aushalten: die Enttäuschung und den Zweifel am Anderen, die Klage über seine Fehler oder über das eigene Nicht-Verstehen. So ist es auch in der Begegnung mit Gott: Nicht das wohlformulierte, ruhig-gelassene, das ergeben-demütige Gebet ist unbedingt schon das innigste und frömmste. Auch – und vielleicht sogar noch viel mehr das verzweifelte, wütende und „gottverlassene“ Gebet ist Reden mit Gott, und deshalb ist es mindestens ebenso Begegnung, ist es vitale Beziehung zu ihm.

Nur wo ein Mensch völlig aus der Beziehung mit Gott ausgetreten ist – wo ein Mensch weder Freude und Dank über Gottes Nähe noch Schmerz und Verzweiflung über seine Abwesenheit verspürt, da mag Gott ferne sein. „*Nicht der Hass ist das Gegenteil der Liebe, sondern die Gleichgültigkeit.*“, hat es F. Nietzsche auf den Punkt gebracht. Wo aber die Verzweiflung über den Willen oder die vermeintliche Abwesenheit Gottes so groß ist, dass sie vor ihm herausgeschrien wird, gerade da ist Gott immer noch gegenwärtig als ein Gegenüber.

Dieses „*Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören...*“ des Jeremia ist jedenfalls kein bloßes Gejammer über die schwer zu ertragenden Folgen seiner Lebensentscheidung. Der Prophet konstatiert hier einfach jene riskante Torheit, die gewissermaßen Vorbedingung jeder echten Liebe und also auch echter Gottesbeziehung ist.